

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 16 (1912-1913)  
**Heft:** 7

**Artikel:** Das Feuer  
**Autor:** Schiller  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-664659>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Aber, Herr Pfarrer, das war doch früher nicht! ... Meine Bärbel heult den ganzen Tag ... Es wird niemand mehr heiraten in der ganzen Pfalz.  
So rief es durcheinander. (Schluß folgt.)

## Kampflied.

Was mir im Herzen läutet,  
Ich sag' es frank und frei;  
Ob's mancher auch misdeutet,  
Das ist mir einerlei.

Schlägt nur wie leises Beben  
Ein Echo mir ans Ohr,  
So zieh ich solch Erleben  
Scheinbarem Frieden vor.

Manny v. Escher.

## Das Feuer.

Wohltätig ist des Feuers Macht,  
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,  
Und was er bildet, was er schafft,  
Das dankt er dieser Himmelskraft.  
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,  
Wenn sie der Fessel sich entrafft,  
Einherrschung auf der eignen Spur  
Die freie Tochter der Natur. Schiller.

Mit diesen Worten schildert uns der Dichter in seinem Lied von der Glocke die großartige Macht des Feuers; wenn wir seine Darstellung der Feuersbrunst lesen oder gar selber staunend und schauernd vor einem brennenden Hause stehen, so ergreift uns diese wunderbare und furchtbare Naturerscheinung in ihrer Größe und Eigenart. Zerstörend, ja vernichtend wirkt hier die rote Flamme; sie zündelt immer weiter, überall erhaschend, was sie verschlingen könne wie ein lebendiges Wesen, bis sie vor dem festen Stein der Mauer Halt machen muß. Ihr wahres Reich ist aber die Luft: formlos, grenzenlos scheint sie sich hier auszudehnen, mit sich reißend in ungeheurer Bewegung, was sie in sich aufgenommen hat.

Was ist das Feuer? so fragt der denkende Mensch, der sich an der Erfahrung der Dinge nicht genügen lässt, sondern nach ihrem Wesen forscht. Früher zählte man das Feuer zu den vier Elementen oder Urstoffen, zusammen mit Wasser, Luft, Erde. Diese sollten das Weltall erfüllen, alles konnte nur aus ihnen geschaffen sein, sie selbst sollte man nicht wieder zerlegen können. Aber keines von diesen alten vier Elementen ist wirklich als Urstoff zu betrachten: Luft, Wasser und Erde haben sich als Zusammensetzungen einfacher Stoffe erwiesen, und das Feuer — nun, das ist überhaupt kein Stoff, sondern eben nur eine Erscheinung, die sich häufig zeigt, wenn sich ein Stoff mit einem andern, dem Sauerstoff, verbindet, das heißt bei dem Vorgang, den wir Verbrennung nennen.

Damit ist nun freilich über das Wesen des Feuers recht wenig gesagt; es bleibt uns trotz aller Wissenschaft eine geheimnisvolle und merkwürdige Erscheinung und wir begreifen es, daß sich die alten Völker, besonders die Griechen mit ihrer starken Phantasie das Feuer nur als eine Immelskraft erklären konnten, als etwas, das eigentlich nicht auf der Erde zu Hause sei, sondern von den Göttern den Menschen geschenkt oder gar von

diesen den Göttern geraubt worden sei. Um deutlichsten bringt diesen Glauben die Erzählung von Promethäus zum Ausdruck. Dieser, ein Feind der Götter, führte auf eigene Faust, ohne göttliche Hilfe und Segen, sein Leben auf der Erde und hatte hier die Menschen erschaffen. Er bildete sie, so erzählt die Sage, aus einer Erdscholle und versorgte sie mit allem, dessen sie zum Leben bedurften, mit Nahrung, Kleidung und Wohnung, das heißt er lehrte sie die Kunst zu weben, zu bauen, zu pflanzen, zu jagen, zu fischen, zu reiten. Nur das Feuer kannten sie noch nicht; sie standen demnach auf einer sehr bescheidenen Stufe der menschlichen Entwicklung, weil das Feuer fehlte, das den Göttern gehörte, die es ihnen als den Geschöpfen ihres Feindes vorenthielten. Aber Promethäus schaffte Rat: er nahm einen dünnen Pflanzenstengel und berührte damit den Wagen des Sonnengottes Helios, der jeden Morgen seine Fahrt durch die Luft antrat. Der Stengel fing Feuer, und der Raub gelang: hinfort hatten die Menschen diese Himmelskraft zu ihrer Verfügung und damit bekam ihr ganzes Leben einen andern Betrieb: in Krieg und Frieden stand der Mensch besser gerüstet da und das Geschlecht, das Promethäus geschaffen, wurde von den Göttern des Himmels noch unabhängiger als bisher. Seinen Schöpfer aber ereilte die Strafe der Mächtigen für seinen Raub: Promethäus wurde gefesselt und hoch oben im Raufasergebirge angeschmiedet, mehrlos preisgegeben der Klaue und dem Schnabel eines Adlers, der ihm täglich seine Leber herausshackte, ohne daß er ein Ende seiner Qual sah, da sie immer wieder nachwuchs, bis ihm spät erst der Göttersohn Herakles Erlösung brachte.

Diese Sage zeigt die Wichtigkeit des Feuers für die Entwicklung der menschlichen Kultur. Auch in andern Volksvorstellungen spielt das Feuer eine große Rolle, besonders durch die Brandopfer, die den Göttern dargebracht wurden. Man dachte sich, daß, wenn das Feuer ein Opfertier oder eine Opfergabe verzehrte und nur die Asche übrig ließ, das kostbarste an der Gabe des Menschen dem Götter zugeführt werde. Manchmal findet sich auch der Glaube, daß das Feuer, vom Götter selbst gesendet, die Gabe entzünden müsse (vergl. die Erzählung von Elias auf dem Berge Carmel, die aus der Bibel bekannt ist). Wenn Feuer in einem Hause angeht, so denkt heute noch mancher, der Blitz sei ein Bote Gottes, der den Besitzer strafen wollte, weil er sich die plötzliche Entstehung des Feuers nicht anders als durch einen göttlichen Eingriff erklären kann.

Ist es nun wirklich wahr, daß das Feuer auf der Erde eigentlich ein Feindling ist? Schon die Prometheussage deutet etwas Richtiges an, wenn sie erzählt, der Riese habe das Feuer mit einem dünnen Pflanzenstengel vom Wagen des Sonnengottes auf die Erde gebracht: das ist ein Hinweis darauf, daß durch die Sonnenwärme auf der Erde Steppen- und Waldbrände zu entstehen pflegen. Und auch der Blitz ist ja zum größten Teil als eine Folge der Erwärmung der Atmosphäre durch die Sonne zu betrachten.

Aber abgesehen von der Sonne liegt ein großer Feuerherd in der Erde selbst, deren Inneres ja bekanntlich von feuerflüssigen Massen oder brennenden Gasen erfüllt ist. Beugnis davon geben die vulkanischen Ausbrüche und die Feuereruptionen, wie sie bei großen Erdbeben, z. B. in San Franzisko und kürzlich in Messina zu Tage ge-

treten sind. In kleinerem Maße finden wir das Feuer auf der Erde in jenen Gegenden, wo große Petroleumquellen vorhanden sind, z. B. in Baku in der Nähe des kaspischen Meeres. Die Gase, die diesen Quellen durch Erdrisse entweichen, entzünden sich leicht an der warmen Luft, so daß aus der Erde Persiens hohe Flammen aufsteigen, um die sich die Bewohner jener Gegend anbetend versammeln, da sie, den natürlichen Zusammenhang der Dinge nicht erkennend, die Götter im Spiele glauben (Feueranbeter).

Es gibt aber Gegenden, wo weder Vulkane noch Erdflammen sichtbar sind und wo auch der Blitz selten das Feuer auf die Erde bringt; es sind dies die gemäßigte und kälteren Striche der Erde, die des Feuers doch besonders bedürfen, weil die Sonne ihnen gewöhnlich nicht genug Licht und Wärme spendet. In diesen Gegenden ist das Feuer ein Ergebnis sinnender Arbeit des Menschen; dieser bringt es hervor, um es seinen Zwecken dienstbar zu machen. Es ist hier nur selten das wilde Element, das wir bei der Feuersbrunst fürchten und ohnmächtig bewundern, sondern ein gehorsamer Diener und Helfer des Menschen, der ihn zu höherer Kultur führt. Erst durch die Benutzung des Feuers, so sagt ein Gelehrter, ist der Mensch ganz über das Tier hinausgewachsen; die Möglichkeit, auf der Erde als Herrscher aufzutreten, verdankt er zum größten Teil diesem „Element“.

Wozu dient dem Menschen das Feuer? — Man kann alle die mannigfaltigen Anwendungen desselben in zwei Worten zusammenfassen: es gibt ihm *Licht* und *Wärme*, oder noch kürzer: es *erstellt ihm die Sonne*.

Das Feuer als *Lichtquelle* finden wir in den verschiedensten Formen: vom einfachen *Kienspan*, der, in einen Ring an die Wand gesteckt, die rauhgeschwärzte Hütte unserer Vorfahren notdürftig erleuchtete, gingen diese zum *Erzenlicht* und zur *Öllampe* über, die sich ja bis heute nicht haben ganz verdrängen lassen. Sonst ist aber an die Stelle dieser Lichtquellen fast überall zunächst das *Leuchtgas* getreten, in den Häusern und auf den Straßen. Endlich muß die *Elektrizität* dem Menschen ein Feuer erzeugen, das alle andern an Leuchtkraft überragt, und überall, wo die „weiße Kohle“, die Wasserkraft, dienstbar gemacht werden kann, ist das elektrische Feuer im Begriff, die andern Arten von Beleuchtung aus dem Felde zu schlagen. Die herrliche Bogenlampe leuchtet mit magischem Glanz Theater und Konzertsäle, Straßen und Bahnhöfe, und die bescheidene Glühlampe ist bis in die Ställe des Bauern und in die Webkeller des Heimarbeiters gedrungen.

Die Leuchtkraft des Feuers diente von jeher dem Menschen auch als eine Art Zeichensprache.

„Wenn von Berg zu Berg  
Die Feuerzeichen flammend sich erheben“ —

Dann wissen die Urner, daß der Tag der Freiheit drüben in Unterwalden angebrochen ist und können nun auch ihrerseits ans Werk gehen. Am einsamen Strande des Meeres steht der *Leuchtturm* oder draußen an seichter Stelle harrt das *Feuerstück* der heimkehrenden Segler und weist ihnen mit seinem Licht die Einfahrt des Hafens. Auch die Verkehrsmitte der Neuzeit lassen das Feuer seine Sprache bei Nacht reden: die

Lokomotive hat „feurige Augen“, und das rote Licht ist auf den Bahnhöfen ein wichtiges Zeichen beim Einfahren der Züge.

Viel wichtiger noch ist das Feuer dem Menschen als Wärmequelle. Die Feuerstätte ist hier zum Mittelpunkt des Lebens geworden, um das sich Jung und Alt, Mann und Frau und Kinder immer wieder gesammelt haben. Der häusliche Herd, auf dem das Feuer erhalten wird, gibt nicht nur Licht, er erwärmt vor allem die ganze Familie, die sich um ihn lagert; durch ihn wird der Aufenthalt im Hause besonders bei Nacht in älteren Gegenden wünschenswert; durch ihn wird auch die Mahlzeit leichter gemacht, indem die Röcheln der Hausfrau ihr größere Bedeutung gibt. Der offene Herd wird zum Ofen, der Ofen schafft behagliche, dauernde Wärme und fesselt auch den Mann im Winter ans Haus, macht ihm und seiner ganzen Familie eine stille Beschäftigung möglich und wünschbar, und so erhält das Familienleben durch das Feuer erst seine Beständigkeit. Auch die geistige Arbeit hat der Mensch erst im Hause, also am Feuer gelernt; wenn es ihm behaglich und gemütlich wurde, blieb er lange sitzen und lernte die Kunst des Lesens und Schreibens, wozu dem herumstreifenden Jäger und Krieger sonst wohl die Geduld fehlte.

Wie wichtig die häusliche Feuerstätte als Wärmequelle für die höhere Kultur geworden ist, wird besonders dann klar, wenn wir bedenken, daß das Feuer in jenen Zeiten beständig erhalten blieb, während es sonst sehr schwer zu erzeugen war. Wir kennen die mühsame Art, wie einige wilde Völker heute noch durch das Reiben von Hölzern Feuer machen müssen; auch das Feuerzeug unserer Großväter mit Stein und Zündschwamm war schwer zu handhaben, und wir machen uns heute, wo das Zündhölzchen so schnell seine Dienste tut, kaum mehr einen Begriff, welche Bedeutung eine dauernd unterhaltende Feuerstätte für jene Zeiten hatte. Im alten Rom genoß sie sogar den Schutz der Heiligkeit: besondere Priesterinnen, die Vestalinnen, hatten für die Erhaltung des Feuers auf dem Altare ihrer Göttin zu sorgen.

Vielleicht noch wichtiger ist ein anderer Dienst, den das wärmende Feuer dem Menschen geleistet hat. Es hat ihm zum Gebrauch des Eisen und der Metalle überhaupt verholfen. Schon die weichsten Metalle wie Gold und Silber, auch Kupfer, Blei und Zinn, bedürfen der Feuerwärme, um geschmolzen zu werden, am Feuer kann man sie mit Leichtigkeit biegen, hämmern und formen. In wieviel höherem Maße ist aber das Eisen erst mit Hilfe des Feuers verwendbar! Es kommt selten in der Natur rein vor, muß also zuerst von der Verbindung mit andern Stoffen durch den Schmelzprozeß befreit werden, und auch dann ist es nur bei hoher Wärme zu bearbeiten. Und der Mensch hat es wahrlich weit gebracht in dieser Kunst: Waffe und Werkzeug, seine wichtigsten Helfer bei der Kulturarbeit, sind nur in ihren einfachsten Formen aus Stein ohne die Mitwirkung des Feuers denkbar. Und wenn wir heute in eine Maschinen- oder Waffenfabrik eintreten, ist da ein einziges Stück, das nicht vorher im Feuer gestanden hat? Gegossen, gewalzt, geschmiedet, wurden sie unter seinem Atem zu immer neuen Formen, die unsere Bewunderung erregen.

Bergessen wir auch nicht, daß eine besondere Art der Waffe, die heute fast ausschließlich in Betracht kommt, die Feuerwaffe, dem Feuer nicht nur ihre Herstellung, sondern ursprünglich auch ihre Stoßkraft ver-

dankt, wenn auch heute meist nicht das Feuer, sondern der Druck das Pulver entzündet.

Selbst die zerstörende Kraft des Feuers hat sich der Mensch dienstbar gemacht: wenn ihm etwas im Wege ist, so zerstört er es durch Feuer: überflüssige Vorräte werden auf diese Weise entfernt, Wunden werden ausgebrannt, und neuerdings tut das Feuer wie vor Zeiten bei den Griechen seinen wichtigen Dienst zur Einäscherung des menschlichen Leichnams in der Feuerbasteattung.

Wo aber das Feuer von Natur als zerstörende Kraft auftritt, wo der Vulkan seine feurigen Ströme aussendet oder wo ein Petroleumwerk in Brand gerät, da ist der Mensch heute noch machtlos:

„Hoffnungslos weicht der Mensch der Götterstärke,  
Müßig sieht er seine Werke  
Und bewundernd untergehn.“

Denn hier hilft auch das andere „Element“, das er sonst gegen das Feuer zu Hilfe nimmt, nichts mehr; die freie Himmelstochter wandelt auf der eigenen Spur und lässt sich nicht nur zur Sklavin machen; sie hat die Fesseln gesprengt und spottet des ohnmächtigen, sonst so klugen und mächtigen Menschen. Dieser aber, nachdem er auf den Trümmern seines Wirkens eine Weile getrauert und die Grenzen seiner Macht erkannt hat, geht hin und beginnt von neuem mit Verstand und Willen den Kampf gegen die Natur, als deren Herrscher er sich berufen fühlt.

### Ein lieber Guest.

Ein lieber Guest verließ das Haus.  
Mir ist, wie wenn ein Blumenstrauß  
Der lieblich mir mein Heim geschmückt,

Und jeden Tag mein Aug' entzückt,  
Der stille Freude rings gesät,  
Verwelkt und dürr im Glase steht.

Elisabeth Naef.

### Der Herbst und der Tod.

Es sprach der Herbst zum Bruder Tod:  
„Komm, laß selbzeit uns wandern;  
Du stiftest Leid, ich schaffe Not,  
Ein Handwerk gleicht dem andern.

Da, wo ich meinen Fuß gestellt,  
Wohin den Schritt du richtest,  
Ob auch das Leben keimt und quellst,  
Ich schwäche, du vernichtest.

Die Blumen, die im Mai geblüht,  
Der Herbst raubt ihre Kronen;  
Die Lebensflammen, die geglüht,  
Sie darf der Tod nicht schonen.

So geh'n gehaft wir, Schritt um Schritt;  
Zu schwer wär' unsre Bürde,  
Wenn nicht mit leisem Engelstritt  
Uns Hoffnung folgen würde.

Elisabeth Naef.

### Nützliche Hauswissenschaft.

#### Schwindel-Inserate.

Das moderne Erwerbsleben zeitigt namentlich in größern Zentren Erscheinungen und Existenzen, auf welche die öffentlichen Organe mehr und